

JUTTA MARIA HERRMANN

AMNESIA

ICH MUSS MICH ERINNERN

THRILLER

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Juni 2017
Knaur Taschenbuch
© 2017 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Dr. Kirsten Reimers
Covergestaltung: init Kommunikationsdesign
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51997-4

2 4 5 3 1

Für Katharina

*Möge dort, wo Du jetzt bist,
die Sonne für Dich scheinen.*

PROLOG

Vorwitzig blinzelt sich ein schmaler Lichtstrahl an mir vorbei ins Wohnungsinnere. Er gleitet über den Schlüsselbund auf der Garderobenablage, verweilt wie liebkosend auf dem kleinen Flugzeuganhänger und bringt das stumpfe Silber für einen Moment so zum Funkeln, als hätte es gerade erst jemand auf Hochglanz poliert. Ich drücke die Tür hinter mir zu. Das Schloss rastet mit einem unnatürlich lauten Knackn ein. Anhänger und Schlüssel versinken im Dunkel. Stille umfängt mich. Fast kann ich sie fühlen, so tief scheint sie zu sein. Die Wohnung atmet eine Trostlosigkeit aus, eine Leere, die sich wie ein schwerer Schatten auf mich legt und mich niederzudrücken droht. Ich ahne es, noch bevor ich das karierte Blatt Papier auf der Garderobenablage entdecke, achtlos aus dem danebenliegenden Block herausgerissen, auf dem Sven seine Wohnungsschlüssel plaziert hat.

Leb wohl.

Svens ungelenk hingekritzelte Buchstaben, die immer ein bisschen so aussehen, als würde ein Erstklässler mit der Zungenspitze zwischen den Lippen verzweifelt Schönschrift üben, sind unverkennbar. Sven ist Bildhauer. Steine und Holz sind sein Material, mit Worten hat er es nicht so. Trauer überflutet mich wie ein kalter Regenguss.

Leb wohl.

Nur die zwei Worte. Mehr nicht.

Keine Anrede, keine Erklärung, keine Unterschrift. Nichts. Allem Anschein nach bin ich ihm keine weiteren Worte mehr wert gewesen.

Die Tasche gleitet mir von der Schulter, schlägt mit einem dumpfen Laut auf dem Boden auf.

Es wäre gelogen, wenn ich behaupten würde, es würde mich aus heiterem Himmel treffen. Natürlich habe ich bemerkt, wie er sich immer mehr in sich zurückgezogen hat. Wie er sich davor scheute, mich zu berühren. Kaum noch ein Wort an mich richtete. Unmerklich zurückschrak, wenn ich mich ihm näherte, zusammenzuckte, wenn ich ihn anfasste. Als hätte ich eine ansteckende Krankheit. Dabei habe ich nur Krebs. Lungenkrebs, um genau zu sein. Unheilbar. Todbringend. Aber keineswegs ansteckend.

Dennoch kann ich verstehen, dass er sich davongestohlen hat. Wie soll man auch mit jemandem leben, der unwiederbringlich dem Tod geweiht ist? Ich schaffe es ja selbst kaum, mit diesem Wissen weiterzuexistieren. Natürlich gehen wir alle diesen Weg – irgendwann. Morgen. Übermorgen. In einigen Jahren. Nur bei mir ist es absehbar, fast vorbestimmt. Ein Jahr, höchstens, betonte die Ärztin mit den kalten Augen im Krankenhaus erst neulich wieder.

Sie wissen ja, wie es um Sie steht. Machen Sie sich da besser keine falschen Hoffnungen.

Worte wie ein Schlag ins Gesicht.

Ein Stich mitten ins Herz.

Worte, die man nie wieder loswird.

Worte, die sich in dein Gedächtnis einbrennen und dich hinterücks überfallen, wenn du am wenigsten mit ihnen rechnest.

Es gibt die Dinge, die man so genau gar nicht wissen möchte. Dinge, die den letzten Rest Hoffnung, an den man sich klammert, mit einem einzigen Schlag zunichtemachen. Aber das scheint die wenigsten Ärzte zu interessieren. Für sie bist du nichts weiter als ein Fall, mehr oder minder interessant, reduziert auf eine Tumorformel und die statistische Überlebensrate. Vielleicht müssen sie dich so sehen, um nicht selbst unterzugehen in all dem Leid, das ihnen Tag für Tag aufs Neue begegnet. Wie du weiterlebst mit diesem Wissen der begrenzten Zeit, dem Nichtwissen, was der Krebs deinem Körper noch alles antun wird, dem allgegenwärtigen Wissen des unausweichlichen Todes, das wie ein Damoklesschwert über dir schwebt, das bleibt dir überlassen.

Sven ist mein Anker gewesen, mein bedingungsloser Rückhalt in diesem beschissenen letzten Jahr. Er war für mich da. Blieb an meiner Seite, als ich mir vor Angst vor der ersten Chemo fast in die Hosen machte. Als mir nach der dritten dann doch die Haare büschelweise ausfielen. Als ich mir die Seele aus dem Leib kotzte.

Und jetzt ist er weg.

Gegangen. Einfach so. Und hat mir nur zwei Worte dagelassen. Worte, die in meiner Situation an sich schon wie blanker Hohn klingen.

Leb wohl.

Ein Schluchzen kriecht in mir hoch, bleibt wie ein Fremdkörper in meiner Kehle stecken. Tränen brennen in meinen Augen. Weinen kann ich sie nicht.

Ich atme tief durch, gehe langsam, wie von einem unsichtbaren Band gezogen, auf die geschlossene Tür am Ende des Flurs zu. Dahinter liegt Svens Reich, *mein Refugium*, wie er es nennt. *Nannte*, korrigiere ich mich. Mit den Fingerspitzen berühre ich das kühle Metall der Klinke, seltsam scheu, als

würde ich etwas Verbotenes im Schilde führen. Ich fürchte mich ein wenig vor der Leere, die mich hinter der Tür erwartet. Eine Weile verharre ich so, dann umfasse ich die Klinke fest mit einer Hand und drücke sie hinunter. Die Tür lässt sich nicht öffnen. Ich stutze, versuche es noch einmal. Mit dem gleichen Ergebnis. Merkwürdig. Wieso verschließt Sven sein Zimmer, lässt aber den Wohnungsschlüssel zurück? Vielleicht hat er ihn ja nur vergessen? Die Hoffnung erlischt so schnell, wie sie aufgeflackert ist.

Leb wohl.

Das ist an Eindeutigkeit wohl kaum zu überbieten.

Wieder rüttele ich an der Klinke, drücke sie hoch und runter, womöglich klemmt sie ja nur. Ich stemme mich gegen das Türblatt. Aber nichts passiert. Die Tür gibt nicht nach. Sie ist und bleibt verschlossen. Ich schluchze auf, hebe ein Bein und trete, so fest ich kann, meinen Schmerz laut hinausbrüllend, gegen das Holz der Tür. Es knackt protestierend in den Scharnieren, als würden sie sich zur Wehr setzen und das Zimmer gegen meinen Zugriff verteidigen wollen. Meinen Fuß durchschießt ein stechender Schmerz. Ich gebe mich geschlagen, wende mich ab.

Unvermittelt beginnt alles um mich herum sich zu drehen. Die Wände auf beiden Seiten krümmen sich, kippen mir entgegen. Das Weiß der Tapeten verschwimmt zu einem dunklen Grau, färbt sich dann tiefschwarz. In rascher Folge bilden sich Beulen, als würde jemand von der Rückseite in blinder Wut gegen die Wände boxen. Unter mir bricht der Boden weg. Mein Magen hebt sich. Ich verliere jeglichen Halt, stürze ins Leere, einem Abgrund entgegen. Immer schneller und schneller. Mein Mund öffnet sich zu einem Schrei.

Als ich wieder zu mir komme, kauere ich vor Svens Zimmer auf dem Boden, mit dem Rücken an der Tür. Meine Zähne

schlagen unkontrolliert aufeinander. Noch nie in meinem Leben ist mir so kalt gewesen. Mein Inneres scheint zu einem Eisblock gefroren. Halb erwarte ich, dass sich vor meinem Mund Atemdunstwölkchen bilden. Ich umschlinge mit beiden Armen meinen Oberkörper, wiege mich vor und zurück. Über meine Lippen kommen abgehackte Wimmerlaute.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dahocke, zusammengekrümmt, am ganzen Körper zitternd, und verzweifelt versuche, das Panikgefühl niederzukämpfen, das meinen Brustkorb wie ein eisernes Korsett einschnürt. Mir jeglichen Raum zum Atmen zu nehmen droht. Ein kläglicher Rest meines Verstandes klammert sich fest an den Worten der Therapeutin aus der Reha: »Jedes Gefühl der Angst, und sei es noch so erdrückend, verfliegt auch wieder. Manchmal ist Aushalten die einzig mögliche Strategie.« Ich hoffe so sehr, dass sie auch dieses Mal recht hat.

Ich presse beide Hände fest auf den Boden, schaffe es irgendwie, auf die Knie zu kommen. Kurz verharre ich in dieser Position und stemme mich dann hoch. Mit einer Hand taste ich mich an der Wand entlang. Der Boden eine klebrig zähe Masse, die sich an meine Fußsohlen pappt und jeden Schritt vorwärts zu einer fast übermenschlichen Anstrengung werden lässt. Der Flur eine lange, schmale Röhre, die sich ins Endlose dehnt. Das Keuchen meines Atems dröhnt mir wie der Lärm eines nahen Flugzeugs in den Ohren. In unerreichbarer Ferne erspähe ich meine Tasche auf dem Boden vor der Garderobe. Als ich sie nach gefühlten Stunden endlich erreiche, schreit jeder einzelne Muskel meines Körpers vor Schmerz.

Mit steifem Rücken beuge ich mich hinunter und nehme die Tasche auf. Fahrig durchsuche ich die Seitenfächer nach dem

Tablettenstreifen. Eine Schrecksekunde lang befürchte ich, ihn verloren zu haben. Dann ertasten meine Finger die steife Folie des Blisters. Ich stoße einen Seufzer der Erleichterung aus. Der anschließende Weg in die Küche fällt mir schon leichter. Ich drehe den Hahn auf und fülle ein Glas mit Wasser. Fast rutscht es mir aus der Hand, so sehr zittern meine Finger. Sorgsam plaziere ich die zweite Hälfte der Tablette, die ich eigentlich erst heute Abend kurz vorm Zubettgehen hatte nehmen wollen, mittig auf meiner Zunge und spüle sie mit einem kleinen Schluck Wasser hinunter. Sie bleibt irgendwo im Hals stecken. Ein unangenehm bitterer Geschmack breitet sich in meinem Mund aus. Ich huste, würgen sie mit einem weiteren Schluck Wasser ganz hinunter und zwingen mich dann, tief und gleichmäßig zu atmen. Durch die Nase ein, durch den Mund etwas länger aus, wie ich es gelernt habe.

Ein und aus.

Ein und aus.

Ein und aus.

Minutenlang verharre ich in dieser Position und mache nichts anderes, als mechanisch ein- und auszuatmen.

Allmählich zeigt das Bromazepam seine Wirkung. Eine angenehme Ruhe breitet sich in mir aus. Meine verkrampften Muskeln lockern sich. Mein Atem fließt allmählich wieder gleichmäßiger. Das Panikgefühl beginnt abzuklingen. Nur das Pochen hinter meiner Stirn hält unvermindert an.

Keine Ahnung, wieso mir ausgerechnet in diesem Augenblick meine Familie in den Sinn kommt. Ich habe seit Jahren nur noch sporadisch Kontakt zu meiner kleinen Schwester und zu meiner Mutter. Der Besuch zu ihrem sechzigsten Geburtstag vor vier Jahren war eher meinem schlechten Gewissen geschuldet als dem Bedürfnis, sie mal wieder zu sehen.

Kristin hat mich früher zusammen mit ihrer besten Freundin häufiger mal in Berlin besucht. Ich kann mich erinnern, dass ich die beiden kaum zu Gesicht bekommen habe, da sie Tag und Nacht auf Achse waren. Als ältere Schwester hatte ich natürlich vollstes Verständnis. Aber mit der Zeit sind auch Kristins Besuche bei mir seltener geworden. Meine Mutter war nicht ein einziges Mal hier.

Kristin und meine Mutter – das sind die beiden Menschen, auf die sich meine Familie mittlerweile beschränkt. Es gibt zwar noch eine Tante, die Zwillingsschwester meines verstorbenen Vaters, aber die ist mit Mitte zwanzig in einem Aschram in Indien untergetaucht und hat seither nichts mehr von sich hören lassen. Angeblich soll ich nach ihr geraten sein. Sagt meine Mutter. Auf den wenigen Fotos, die es von ihr gibt, habe ich allerdings keinerlei Ähnlichkeit mit mir entdecken können. Möglicherweise hat meine Mutter nicht auf das Äußere angespielt, sondern auf den unsteten Charakter, den ich ihrer Meinung nach ebenso habe wie meine Tante.

Sven hat mir in den letzten Wochen ständig in den Ohren gelegen, ich solle sie endlich besuchen und ihnen von meiner Erkrankung erzählen. Meine Angehörigen hätten ein Recht darauf, sagte er. Aber irgendetwas in mir sperrte sich allein beim Gedanken daran. Ich sah keine Veranlassung, es ihnen mitzuteilen. Wozu auch? Sie hatten sich die ganzen letzten Jahre nicht groß um mich geschert. Und meiner Mutter wäre die eigene Hilflosigkeit angesichts meiner Krankheit so unangenehm gewesen, dass sie mich wahrscheinlich mit Vorwürfen wegen meines ungesunden Lebensstils überhäuft hätte. *Ich hab's dir ja immer prophezeit*, höre ich ihre Stimme in mein Ohr tönen. *Aber du wolltest ja nie auf mich hören. Hättest du mal nicht so viel geraucht, hättest du dies nicht getan, hättest du ... hättest du ...*

Uns verbindet nichts, bis auf die Tatsache, dass wir verwandt sind. Dennoch überfällt mich ganz unvermittelt das Bedürfnis, sie zu sehen, in ihrer Nähe zu sein, mit einer Wucht, die mich gleichzeitig erstaunt und schmerzt. Ja, denke ich, ich möchte bei meiner Familie sein. Leise füge ich hinzu: »Ich möchte nicht allein sein, wenn ich sterbe.«

Meine Kehle wird eng, meine Augen füllen sich mit Tränen. Schnell blinzele ich sie weg. Dann straffe ich meine Schultern, als müsse ich mich gegen was auch immer wappnen, und betrete unser gemeinsames Schlafzimmer. Mein Blick streift das zerwühlte Bett, in dem ich erst gestern Seite an Seite mit Sven eingeschlafen bin. Es kommt mir vor wie in einem anderen Leben. In der Luft schwebt noch ein Hauch von seinem Rasierwasser. Zögernd schiebe ich die Türen des massiven Holzschanks auseinander. Für einen Augenblick bringt mich der Anblick von Svens Kleidung, die nicht mehr als ein Fünftel des Schrankinhalts ausmacht, aus der Fassung. Wieso ist er gegangen und hat mir seine Sachen hinterlassen? Wollte er einen kompletten Neuanfang ohne irgendwelche Altlasten? Sollte ihn nichts mehr an unsere gemeinsame Zeit erinnern? Wollte er alles Vergangene – und damit auch mich – weit hinter sich lassen? Es sieht ganz danach aus, beantworte ich mir meine Fragen selbst.

Leb wohl!

Die Traurigkeit weicht schlagartig einem Gefühl ohnmächtiger Wut. Ich werde ihn anrufen, ihn zur Rede stellen. So lasse ich ihn nicht davonkommen. Er kann mich doch nicht einfach von jetzt auf gleich abservieren. Nicht nach so langer Zeit. Ich zerre das Handy aus der Seitentasche meiner Cargohose. Aber was soll ich sagen? Soll ich ihn beschimpfen? Ihm Vorwürfe machen? Darum betteln, dass er zu mir zurückkommt? Ich lasse das Handy sinken und stecke es wieder weg.

Ich muss hier raus. Weg aus dieser Wohnung, in der mich alles an Sven und unsere gemeinsame Zeit erinnert. Ein Schluchzen steigt in meiner Kehle hoch. Ich würge es hinunter. Jetzt bloß nicht heulen. Wie ferngesteuert ziehe ich die Reisetasche vom Schrank, wedele die auffliegenden Staubflusen weg und werfe wahllos irgendwelche Kleidungsstücke in die Tasche. Anschließend haste ich ins Bad, schnappe mir die Kulturtasche, stopfe Zahnbürste, Zahnpasta, Cremetuben und alles, was mir sonst noch in die Finger fällt, hinein, reiße Mantel und Umhängetasche vom Garderobenhaken, vergewissere mich, dass die Tablettenpackung im Seitenfach der Tasche ist, und verlasse im Eilschritt die Wohnung.

Erst als ich unten auf der Straße in der glühenden Augusthitze stehe und gegen die grelle Sonne anblinzele, fällt mir ein, dass ich vergessen habe, die Wohnung hinter mir abzuschließen und Frau Martens, meiner Nachbarin, Bescheid zu geben, dass ich ein paar Tage verreisen werde.

Ich zögere, wende mich um und lasse meinen Blick über die Jugendstilfassade des Wohnhauses hoch zum dritten Stock wandern. Irgendetwas in mir sperrt sich dagegen, noch einmal nach oben zu gehen. Vielleicht fürchte ich insgeheim, dass ich meinen spontan gefassten Entschluss bereue und kleinlaut in meine Wohnung zurückkehre. Ich presse die Lippen zusammen, löse den Blick und entferne mich mit schnellen Schritten. An der Kreuzung zum Kurfürstendamm winke ich ein Taxi heran, das mich zum Berliner Hauptbahnhof bringt.

TAG 1

Du?«
Meine Mutter starrt mich so entgeistert an, dass ich es endgültig bereue, meinem Gefühl und nicht meinem Verstand gefolgt zu sein. Schon während der langen Zugfahrt sind mir erste Zweifel gekommen. Als ich in Kaiserslautern auf den Anschlusszug gewartet habe, war ich kurz davor, wieder umzukehren und nach Berlin zurückzufahren. Allein der Gedanke an meine leere, *svenlose* Wohnung hielt mich davon ab.

Und jetzt stehe ich hier vor meiner Mutter, fühle mich wie eine Bittstellerin und frage mich, was ich eigentlich erwartet habe? Dass sie mir vor Freude um den Hals fällt und Tränen der Rührung über das unverhoffte Wiedersehen mit ihrer ältesten, der verlorenen Tochter vergießt? Wenn ich bloß nicht so müde und ausgelaugt nach der langen Zugfahrt wäre. Ich würde auf der Stelle kehrtmachen und ohne ein weiteres Wort wieder gehen.

»Ja, ich«, antworte ich stattdessen und verziehe den Mund zu so etwas wie einem Lächeln, obwohl mir gerade eher zum Heulen zumute ist.

»Was machst du denn hier?« Sie kneift die Augen zusammen und mustert mich abschätzig von oben bis unten.

Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, findet meine Erscheinung wenig Gefallen vor ihren Augen. Auch das ist nichts Neues für mich. Dennoch verletzt mich ihre unverhohlenen zur Schau getragene Missbilligung immer wieder aufs Neue. Das Kind in mir möchte ihr offensichtlich nach wie vor auf Teufel komm raus gefallen.

Ich bleibe einen Tag, schlafe aus, und dann fahre ich nach Berlin zurück, beschliesse ich sofort und sage: »Dich«, ich zögere und füge hinzu, »euch besuchen.«

»Hättest du nicht vorher Bescheid sagen können? Ich bin in keiner Weise für Besuch gerichtet«, antwortet sie erwartungsgemäß.

Ich kann auch wieder gehen, liegt mir auf der Zunge. Ganz das bockige Kind. Ein Automatismus, der in Gegenwart meiner Mutter wie von selbst einrastet. Da tritt sie plötzlich zur Seite, als hätte sie meinen Gedanken erraten, und bittet mich mit einer ausholenden Geste ins Haus.

»Komm doch endlich rein«, sagt sie. In ihrer Stimme schwingt ein ungeduldiger Ton mit. Sie reckt den Hals, wirft einen schnellen Blick nach rechts, dann nach links, als wolle sie kontrollieren, ob einer der Nachbarn etwas mitbekommen hat.

Ich folge der Aufforderung und trete in die geräumige Diele. Eine wohltemperierte Kühle empfängt mich. Ich stelle meine Reisetasche vor dem Garderobenschrank ab, zerze mir die Sandalen von den Füßen und schlüpfte in die Filzpantoffeln, die meine Mutter für Besucher, auch ungebetene, bereithält.

»Du siehst schlecht aus«, stellt sie nach eingehender Musterrung fest.

Das ist ihr Standardkommentar zu meinem Äußeren, den sie bislang noch jedes Mal bemüht hat, wenn wir uns längere Zeit nicht gesehen haben. Wie üblich lasse ich ihn unkom-

mentiert, auch wenn der Ärger ungut in meinem Bauch rumort. Schweigend folge ich ihr die Treppe nach oben ins Wohnzimmer.

»Setz dich«, sagt meine Mutter und deutet vage auf einen der Ledersessel. Erst jetzt fällt mir auf, dass etwas fehlt.

»Wo ist denn Barnie?«, frage ich und sehe mich suchend um. Der Raum, das gesamte Haus, strahlt eine kühle Sachlichkeit aus. Kein Ort zum Wohlfühlen. Unwillkürlich fröstelt es mich. Der Geschmack meiner Mutter ist erlesen und exquisit. Das macht sich in ihrer Erscheinung und in der Einrichtung des Hauses bemerkbar. Im Wohnzimmer stehen wenige, aber dafür umso teurere Designerstücke. Gerade Linien, schnörkellose Formen, helle Farben. Sicher haben die Möbel alle wohlklingende Namen. Nicht solch alberne wie die von Ikea, mit denen meine Wohnung in Berlin größtenteils eingerichtet ist.

Ich wende mich meiner Mutter zu, sehe sie fragend an. Ihr Gesicht fällt auseinander, Tränen schießen ihr in die Augen. Für einen Moment sieht sie so alt aus, wie sie ist.

»Barnie ist tot«, sagt sie schließlich mit gepresster Stimme. Sie zieht ein gestärktes Taschentuch mit Häkelbordüre aus der Seitentasche ihres Kleides und schneuzt sich damenhaft leise. »Wir mussten ihn vor anderthalb Jahren einschläfern lassen.«

Ich nicke, mir fällt ein, dass Kristin es bei einem unserer seltenen Telefonate erwähnt hat. Ich bin kurz davor, ihr mein Beileid auszudrücken, lasse es dann aber bleiben. Barnie war ein uralter, bösariger Yorkshire Terrier, der alles gebissen hat, was nicht schnell genug von ihm wegkam, und den meine Mutter abgöttisch geliebt hat. Wahrscheinlich das einzige Lebewesen, dem sie jemals so etwas wie echte Gefühle entgegengebracht hat.

Ich nehme auf dem Rand eines der Sessel Platz. Meine Mutter setzt sich mir gegenüber, wischt mit der Hand ein unsichtbares Staubkorn vom Couchtisch. Hin und wieder treffe ich auf Menschen, die mich sprachlos machen. Meine Mutter gehört definitiv dazu. Ich würde gerne etwas sagen, um das unangenehme Schweigen zwischen uns zu durchbrechen, aber es ist, als wären mir die Worte ausgegangen. Ihr scheint es ähnlich zu gehen. Wir haben uns seit Jahren nicht gesehen, und uns fällt nichts ein, was wir einander erzählen könnten. Es sollte mich traurig machen, aber, wenn ich ehrlich bin, fühle ich eher so etwas wie müde Resignation. So ist es schon immer gewesen. Warum hätte sich ausgerechnet jetzt daran etwas ändern sollen? Meine Mutter und ich – das ist nie eine besonders innige Beziehung gewesen. Und wird es wohl auch nicht mehr werden.

Verstohlen mustere ich sie. Sie ist noch immer eine attraktive, sehr gepflegte Erscheinung. Die Haut ist erstaunlich faltenfrei für ihr Alter – ob sie Botox spritzen lässt? –, die braungefärbten Haare fallen ihr in weichen Wellen bis auf die Schultern. Sie trägt ein ärmelloses, beigefarbenes Leinenkleid, das ihre schlanke Figur gut zur Geltung bringt. An den definierten Muskeln der Oberarme sieht man, dass sie sich in Form hält, auch wenn die Elastizität der Haut deutlich abgenommen hat. Allein der faltige Hals und der Ansatz eines Doppelkinns verraten, dass sie mittlerweile die sechzig um ein paar Jahre überschritten hat.

»Willst du einen Kaffee?«, unterbricht sie das Schweigen, das zwischen uns wie eine unangebrachte Frage lastet.

»Sehr gerne«, sage ich und bemühe mich um einen liebevollen Ton.

»Dann mach ich uns mal einen.« Sie erhebt sich mit einem kleinen Seufzer und verschwindet in der angrenzenden Kü-

che. Zurück bleibt ein Hauch ihres wahrscheinlich sündhaft teuren Parfüms.

Ich lasse mich in den Sessel zurücksinken, schließe kurz die Augen. Was will ich hier eigentlich? Habe ich tatsächlich gehofft, dass das Alter und die Jahre, die wir uns nicht gesehen haben, meine Mutter zu einem anderen, einem warmherzigeren Menschen verwandelt hätten? Ich muss geistig umnachtet gewesen sein, als ich den Entschluss gefasst habe, hierherzukommen.

Nach dem Kaffee verschwinde ich wieder, beschließe ich. In dieser frostigen Atmosphäre möchte ich nicht mal eine Nacht verbringen. Allein der Vorsatz genügt, um mich etwas befreiter zu fühlen. Aus der Küche dringt das Geräusch der blubbernden Kaffeemaschine, Geschirr klappert. Der Duft nach frischem Kaffee erfüllt den Raum und täuscht so etwas wie Heimeligkeit vor.

»Kann ich dir was helfen?«, rufe ich und erhebe mich halb aus dem Sessel.

»Nein, nein. Geht schon«, antwortet sie.

Kurze Zeit später stellt sie ein Tablett auf den Couchtisch. Sie hat das gute Rosendahl-Gedeck genommen. Wahrscheinlich sollte ich mich jetzt geehrt fühlen. Das ist normalerweise ausschließlich hohem Besuch vorbehalten.

Unten im Erdgeschoss fällt eine Tür ins Schloss. »Jemand zu Hause?«, ruft eine helle, fröhlich klingende Stimme.

»Liebes, wir sind hier oben«, antwortet meine Mutter und eilt in die Küche zurück, um, wie ich annehme, eine weitere Kaffeetasse zu holen. Ich erhasche einen kurzen Blick auf ihr Gesicht und lese Erleichterung darin.

Kristin fällt mir um den Hals, kaum dass ich aus dem Sessel hochgekommen bin. Bei ihrem Anblick wird mir ganz warm ums Herz. Erst jetzt wird mir bewusst, wie sehr ich meine

kleine Schwester vermisst habe. Ihre direkte, unbeschwerte Art, die so ganz im Gegensatz zu meinem etwas schwermütigen Naturell steht, hat mich schon früher mitreißen und immer wieder aufmuntern können.

»Helen«, jubelt sie und drückt mich noch mal fest an sich. »Das muss Gedankenübertragung gewesen sein. Diese Woche wollte ich dich anrufen und fragen, ob du uns nicht endlich mal wieder einen Besuch abstatten möchtest. Das hatte ich mir fest vorgenommen. Wir haben uns viel zu lange nicht gesehen. Warum hast du nicht Bescheid gesagt, dass du kommst? Dann hätte ich mich darauf einrichten können. Aber was soll's. Egal. Hauptsache, du bist da. Ich habe dir so viel zu erzählen. Du wirst staunen, was hier alles passiert ist. Wie lange bleibst du denn? Doch hoffentlich ein paar Tage? Oder bist du auf der Durchreise?«

Lachend und gleichzeitig leicht verwundert löse ich mich aus ihrer Umarmung. Dass mein Überraschungsbesuch von ihr mit so viel Begeisterung aufgenommen wird, habe ich nicht erwartet. Ich habe eher mit einem kühleren Empfang gerechnet, nachdem sie sich im letzten Jahr nicht bei mir gemeldet hatte. Und ich mich auch nicht bei ihr.

»Lass dich erst mal ansehen«, sage ich und schiebe sie eine Armlänge von mir weg. »Du bist ja noch viel hübscher, als ich dich in Erinnerung habe.«

»Danke schön.« Kristin strahlt mich an.

Das Blau ihrer Augen scheint in den vergangenen Jahren noch intensiver geworden zu sein. Die dunkelblonden Haare hat sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, was ihr das Aussehen einer Achtzehnjährigen verleiht, obwohl sie auf die dreißig zugeht. Kristin und mich trennen fast zehn Jahre. Sie ist sozusagen das Resultat eines letzten Versöhnungsversuchs meiner Eltern. Zwei Jahre nach ihrer Geburt haben sie sich

dann doch scheiden lassen. Die treibende Kraft war wohl mein Vater gewesen. Er hat es nicht mehr ausgehalten mit meiner Mutter. Das hat er mir aber erst viel später in einem Gespräch kurz vor seinem Tod anvertraut, allerdings ohne dabei ins Detail zu gehen. Aber ich wusste auch so, was ihm bei ihr gefehlt hat. Das Gleiche wie mir: menschliche Wärme. Zuwendung. Empathie. Während mein Vater ein fröhlicher, extrovertierter und äußerst geselliger Mensch war, übte sich meine Mutter in vornehmer Zurückhaltung und begegnete anderen Menschen meist mit Misstrauen und Ablehnung, als wolle ihr jeder etwas Böses. Sie wirkte hochnäsiger. Ob aus Unsicherheit oder weil sie sich wirklich für etwas Besseres hielt, wie ich ihr als Kind unterstellt habe, kann ich nicht beurteilen. So nah ließ sie mich – und wohl auch niemand anderen – nie an sich ran. In einem unserer letzten Gespräche hat mir Vater, einen verlegenen Ausdruck auf dem Gesicht, gestanden, dass ihm meine Mutter lange Zeit wie eine verschlossene Auster vorgekommen sei. Er müsste es nur schaffen, sie zu öffnen, dann würde die Perle in ihrem Inneren zum Vorschein kommen, hätte er immer geglaubt. Doch das sei ihm nicht gelungen. Ich bin mir nicht sicher, ob diese Perle überhaupt existiert. Aber diese Vermutung habe ich lieber für mich behalten, als ich sein wehmütiges Lächeln bemerkte. Ich habe meinem Vater damals lange nicht verzeihen können, dass er mich mit ihr allein gelassen hat, und über Jahre den Kontakt mit ihm verweigert. »Du trinkst doch einen Kaffee mit?«, fragt meine Mutter Kristin, die Kanne eingießbereit in der Hand. »Einen klitzekleinen mit ganz, ganz viel Milch«, antwortet Kristin. Sie zwinkert mir zu und fährt sich mit einer Hand über die kaum sichtbare Rundung, die sich unter ihrem T-Shirt abzeichnet. »Dritter Monat.« Ihr vor Glück strahlendes Gesicht verrät, wie sehr sie sich auf das Kind freut.

»Wie schön«, sage ich und versuche, das beklemmende Gefühl, das mich merkwürdigerweise augenblicklich befällt, auszublenden. »Es tut mir übrigens sehr leid, dass ich zu deiner Hochzeit nicht kommen konnte.«

Kristin hat erst vor gut einem Jahr geheiratet. Natürlich habe ich eine Einladung zur Hochzeit erhalten. Ich habe mein Kommen zugesagt und zwei Tage vorher zu meinem großen Bedauern wieder absagen müssen. Eine fiebrige Erkältung machte es mir leider unmöglich, an dem Fest teilzunehmen. So jedenfalls lautete die vorgeschobene Entschuldigung für mein Fernbleiben. In Wahrheit hatte ich gerade die Krebsdiagnose erhalten und fühlte mich nicht in der Lage, nach Hause zu fahren und die Hochzeit meiner Schwester zu feiern.

»Ja, Leon und ich fanden das auch sehr schade.«

Mutter wirft mir einen warnenden Blick zu. Ihr ist anscheinend nicht entgangen, dass ich kurz zusammengezuckt bin, als Kristin den Namen ihres Mannes erwähnt hat.

»Aber wenn man krank wird –« Kristin zuckt mit den Schultern, zieht mich neben sich auf das Sofa und nimmt meine Hand in ihre. »Ach, ich finde es so schön, dass du da bist«, sagt sie herzlich und noch immer übers ganze Gesicht strahlend. »Wie ist es dir ergangen? Dünn bist du geworden. Und blond«, fügt sie mit einem verschmitzten Zwinkern hinzu.

Die Perücke hat mich ein kleines Vermögen gekostet. Ich wollte nicht, dass jeder auf den ersten Blick sieht, dass es nicht meine echten Haare sind. Für das Blond habe ich mich entschieden, weil Sven fand, dass es mir besser steht als meine eigene Haarfarbe: ein langweiliges Straßenkötterbraun. Jetzt wäre eine gute Gelegenheit, die beiden über meinen Gesundheitszustand zu informieren, schießt es mir durch den Kopf. Ich sehe in Kristins strahlende Augen, bemerke aus den Au-

genwinkeln die etwas verkniffene Miene meiner Mutter und lasse den Augenblick verstreichen. Später. Vielleicht.

»Öfter mal was Neues«, sage ich und hebe betont lasziv eine Schulter. Kristin kichert.

»Es steht dir nicht«, stellt meine Mutter fest und unterzieht mich einer erneuten kritischen Musterung. »Es macht dich älter, als du bist.«

»Das finde ich überhaupt nicht«, widerspricht Kristin energisch. »Im Gegenteil. Es sieht sehr apart aus.«

»Danke«, sage ich.

Kristin und ich lächeln uns verschwörerisch zu. Es ist fast wie früher. Kristin und ich gegen sie. Komme, was wolle. Meine Mutter zuckt mit den Achseln, greift nach ihrer Tasse und nippt mit abgespreiztem kleinem Finger an der dampfenden Flüssigkeit.

»Hast du dir schon überlegt, wo du übernachten willst?« Mit hochgezogenen Augenbrauen sieht sie mich über die Kaffeetasse hinweg fragend an.

»Natürlich drüben bei uns«, antwortet Kristin an meiner Stelle.

Meine Mutter nickt. Ich glaube, so etwas wie Erleichterung aus ihrer Mimik herauslesen zu können. Hauptsache, ich übernachtete nicht bei ihr. Das würde ihre Ordnung durcheinanderbringen.

»Darüber habe ich mir, ehrlich gesagt, noch gar keine Gedanken gemacht«, sage ich. Bevor ich fragen kann, was genau sie mit »drüben« meint, springt Kristin auf und zieht mich mit sich hoch.

»Wir haben kurz vor unserer Hochzeit das Haus von Frau Andernach gekauft«, informiert sie mich. »Die Arme musste ins Altersheim, und da wir sowieso gerade auf der Suche nach einer neuen Bleibe waren, haben wir kurzerhand zuge-

schlagen. Sie hat es uns zu einem Spottpreis überlassen. Du musst es dir unbedingt ansehen. Wir haben es innen komplett umbauen lassen. Es ist ein Traum.«

»Geht ruhig«, sagt meine Mutter. »Ich räume das Geschirr dann alleine weg.«

Sie klingt eingeschnappt. Aus welchem Grund auch immer. Vielleicht fühlt sie sich jetzt zurückgesetzt. Ich habe keine Ahnung. Die Launen und Befindlichkeiten meiner Mutter sind mir von jeher ein Buch mit sieben Siegeln gewesen. Ohne mich von ihr zu verabschieden, folge ich meiner Schwester die Treppe hinunter. Ich schlüpfte in meine Schuhe und schnappe mir die Reisetasche. Hinter Kristin verlasse ich das Haus, froh, der unterkühlten Atmosphäre zu entkommen. Kristin tritt neben mich, hakt mich unter. Seite an Seite überqueren wir die Straße, während meine Schwester in einem fort fröhlich weiterplappert. Ich höre ihr nur mit halbem Ohr zu. Die lange Zugreise fordert ihren Tribut. Die Erschöpfung liegt mir bleischwer in den Knochen. Mein Kopf fühlt sich an, als wäre er mit weicher Watte gefüllt. Die schwüle Hitze des Hochsommers tut ein Übriges dazu. Der blaue Himmel hat sich mittlerweile unter einer bleigrauen Decke verkrochen, die keinen Sonnenstrahl durchlässt. Die Luft ist schwer, fast zähflüssig vor Feuchtigkeit. Wie ein unsichtbarer Film legt sie sich auf meine Haut. Kriecht in meine Bronchien und erschwert mir das Atmen.

Kristin verstummt unvermittelt. Ihre Hand krallt sich um meinen Arm. Ihre Schritte stocken. Verwundert werfe ich ihr einen Seitenblick zu. »Ist was?«, will ich fragen. Doch da löst sie sich schon von meiner Seite und huscht davon. Ihr Pferdeschwanz wippt bei jedem ihrer Schritte rhythmisch hin und her. Ich folge ihr mit den Augen und entdecke einen Mann im hellen Anzug, die Sonnenbrille lässig ins dunkle

Haar zurückgeschoben. Er lehnt an der offenen Tür eines schwarzen BMWs, der mitten auf der Zufahrt aus weißem Kies parkt. Eine Szene wie aus einem Werbespot für einen Neuwagen.

Kristin wirft sich mit einem hellen Jauchzen in die Arme des Mannes. Das Lächeln, mit dem er sie empfängt, hat etwas Spöttisches. Beinahe Gönnerhaftes. Widerwillen steigt wie saure Galle in mir hoch.

In angemessener Entfernung bleibe ich stehen und stelle die Reisetasche auf dem staubigen Boden ab. Die beiden versinken in einem leidenschaftlichen Kuss. Seine Hände wandern liebkosend über ihren Rücken zum Po hinunter. Sie drängt sich mit ihrem Körper näher an ihn heran, als wolle sie mit ihm verschmelzen. Ich komme mir vor wie ein Voyeur und richte den Blick betreten zu Boden. Um dann gleich darauf wieder verstohlen hinzulinsen. Das Ganze kommt mir unecht vor, ein Schauspiel, extra für meine Augen in Szene gesetzt.

Als ich wieder aufschaue, sehe ich direkt in Leons Augen. Sein Blick hält mich gefangen, während er sich, noch immer ein breites Lächeln im Gesicht, aus Kristins Umarmung löst. Mein Herz beginnt zu rasen.

Leons stechender Blick hält mich eine Weile fest. Ich wage kaum zu atmen. Aber etwas in mir weigert sich, ihm auszuweichen. Herausfordernd hebe ich das Kinn. Er soll nicht merken, wie sehr sein Anblick mich aus der Fassung gebracht hat. Obwohl ich natürlich damit hätte rechnen müssen, ihm zu begegnen. Schließlich ist er der Ehemann meiner Schwester. Er ist noch immer ein ausnehmend attraktiver Mann. Man sieht, dass er sich in Form hält und auf sein Äußeres achtet. Er ist leicht gebräunt, trägt Dreitagebart, das dichte

Haar ist kurz geschnitten. Das Auffallendste an ihm sind die grünen Augen. Sie erinnern an die Farbe eines klaren Bergsees im Winter. Kalt und unergründlich tief.

Wir fixieren uns eine Weile, die mir wie eine kleine Ewigkeit vorkommt. Als würde er mein Unbehagen spüren und wolle meiner Befangenheit entgegenwirken, kommt er schließlich mit großen Schritten auf mich zu.

»Helen, welch eine Freude«, sagt er betont herzlich. Das Lächeln bleibt auf dem Weg zu seinen Augen irgendwo stecken. Ich strecke ihm eine Hand entgegen, doch statt sie zu ergreifen, umarmt er mich. Augenblicklich versteift sich mein Körper. Ich fühle mich wie ein Brett in seinen Armen.

»Sie weiß nichts von dieser unseligen Geschichte damals. Und ich will, dass das so bleibt. Klar?«, murmelt er dicht neben meinem Kopf. Sein Atem streift mein Ohr wie eine unangenehme Berührung. Unwillkürlich zucke ich zurück. Sofort entlässt er mich aus der Umarmung.

»Leon, wie schön, dich nach so langer Zeit wiederzusehen«, sage ich mit falscher Herzlichkeit. Meine Stimme zittert kaum merklich. *Unselige Geschichte!* Wie kann er es wagen. Ich bin nicht vorbereitet auf diese Begegnung, sonst hätte ich anders reagiert.

»Ihr kennt euch?« Kristin schaut erst ihren Mann, dann mich mit großen Augen an.

Ich tausche einen schnellen Blick mit Leon. *Sag jetzt nichts Falsches*, lautet die stumme, aber dennoch unmissverständliche Botschaft an mich.

»Ja, wir kennen uns«, bestätige ich und schaue Leon herausfordernd an. Jetzt ist er am Zug.

»Wir haben zusammen die Schulbank gedrückt. Du warst«, er sieht mich fragend an, »zwei Klassen unter mir?«

Ich nicke.

»Das waren Zeiten, was, Helen? Wir waren ganz schön wild«, sagt Leon augenzwinkernd.

Wieder ringe ich mir ein Lächeln ab. »Das kannst du laut sagen«, rette ich mich in die nächstbeste Floskel, die mir in den Kopf kommt.

Leon Reisener ist zwei Jahre älter als ich, also zweiundvierzig. Von Kristin trennen ihn zwölf Jahre. Es ist nicht der Altersunterschied zwischen den beiden, der mir Sorgen bereitet. Sven ist auch sieben Jahre jünger als ich. Leons Charakter ist es, der mir Schauer über den Rücken treibt. Ich halte ihn für einen selbstverliebten, rücksichtslosen Egomane. Er ist jemand, der, ohne mit der Wimper zu zucken, über Leichen geht, wenn sich ein Vorteil für ihn daraus ergibt. Wenn ich nicht so krank geworden wäre, hätte ich alles dafür getan, um diese Verbindung zu verhindern.

Kristin klatscht begeistert in die Hände. »Davon müsst ihr mir unbedingt mehr erzählen. Warum hast du nie erwähnt, dass du Helen kennst?«, sagt sie mit einem raschen Seitenblick zu Leon. Der zuckt wortlos die Schultern und hebt die Hände. Bevor er etwas erwidern kann, spricht Kristin auch schon weiter.

»Lasst uns erst mal reingehen.« Sie hakt mich wieder unter und zieht mich mit sich. »Nimmst du bitte Helens Tasche mit rein?«, ruft sie ihrem Mann über die Schulter zu.

Das Haus meiner Schwester ist, wie ich vermutet habe, das genaue Gegenbild zu dem unserer Mutter. Warme Farben, runde Formen, viel helles Holz, wenig Stahl. Dafür viel Plüsch, kuschlige Kissen, Nippes. Auch nicht unbedingt mein Geschmack, aber es ist um einiges gemütlicher als bei meiner Mutter. Kristin zeigt mir als Erstes das Gästezimmer im Obergeschoss: ein fast quadratischer Raum, ein schmales Bett mit geblütem Bezug, ein kleiner Kleiderschrank, ein

Tisch, zwei Stühle. Auch hier ist das Mobiliar aus hellem Kiefernholz. Kristin öffnet die Tür zum Nebenraum und präsentiert mir stolz das winzige, blau gekachelte Badezimmer mit Dusche.

»Gefällt es dir?«

»Es ist perfekt«, antworte ich.

»Dann lass ich dich jetzt mal allein, du willst dich sicher frisch machen.«

Leon, der uns gefolgt ist, stellt meine Tasche vor dem Schrank ab und wartet, bis Kristins Schritte auf der Treppe verklungen sind.

»Ich freue mich wirklich, dich zu sehen, Helen«, sagt er. Seine kalten Augen, die mich fixieren, als wolle er mich hypnotisieren, sagen das genaue Gegenteil.

»Das kann ich leider nicht zurückgeben«, erwidere ich. »Glaub mir, wenn ich gekonnt hätte, hätte ich eure Hochzeit verhindert.«

Leons Mundwinkel verziehen sich zu einem verächtlichen Lächeln. »Immer noch die Alte. Immer noch voll auf Konfrontationskurs, ohne Rücksicht auf Verluste, was?«

Ich ziehe es vor, ihm nicht darauf zu antworten. »Denkst du manchmal auch noch an Gela?«, frage ich stattdessen.

Das Grinsen in Leons Gesicht ist wie weggewischt. Seine Augen verengen sich zu schmalen Sichel. »Selten«, sagt er knapp und macht Anstalten, das Zimmer zu verlassen. Auf der Türschwelle verharret er kurz, als hätte er etwas vergessen. Er dreht den Kopf zur Seite. »Ich warne dich. Kein Wort zu Kristin«, sagt er mit leiser, kalter Stimme und geht, bevor ich etwas erwidern kann.

Ich schließe die Tür hinter ihm und lasse mich auf die Bettkante sinken. Meinen Pulsschlag spüre ich bis unter die Schädeldecke. Dieser Mensch schafft es tatsächlich auch

nach so langer Zeit noch, mir Angst einzujagen. Warum hat unsere Mutter nicht verhindert, dass Kristin dieses Arschloch heiratet? Sie kennt Leon, sie weiß doch, was für ein Mensch er ist. Ich nehme mir vor, sie bei passender Gelegenheit darauf anzusprechen, und lasse mich mit ausgebreiteten Armen auf das weiche Bettzeug sinken. Lavendelduft steigt mir in die Nase. Ich liebe Lavendel. Man könnte fast meinen, Kristin hätte meinen Besuch erwartet. Am liebsten würde ich unter die Decke kriechen, mich einkuscheln und erst mal schlafen. Aber das wäre unhöflich meinen Gastgebern gegenüber. Also raffte ich mich auf, schäle mich aus meiner Kleidung und dusche ausgiebig. Das unguete Gefühl, das seit meiner Ankunft nicht mehr weichen will, ist danach zwar immer noch nicht verschwunden, aber zumindest fühle ich mich etwas frischer. Dafür beginnt mein medikamentöser Panzer zu bröckeln. Der Druck auf meinem Brustkorb ist kaum noch aushaltbar. Meine Atmung wird von Minute zu Minute schwerer. Ich zögere nur kurz und mehr pro forma, bevor ich eine halbe Bromazepam einwerfe. Nach Anweisung meines Onkologen soll ich viermal am Tag eine viertel Tablette nehmen. Das Medikament soll meine Angst dämpfen. Verhindern, dass meine Gedanken nur noch um ein Thema kreisen: den Tod. Anfangs genügte dafür auch eine Tablette pro Tag. Aber inzwischen bin ich bei der doppelten Dosis angekommen. Ohne meinen Arzt darüber zu informieren. Den Anflug eines schlechten Gewissens verdränge ich schnell wieder. Was spielt das noch für eine Rolle? Ich werde ohnehin sterben, ob süchtig oder nicht. Ich spüle die halbe Tablette mit einem großen Schluck Wasser hinunter und fühle mich augenblicklich besser. Einbildung, ich weiß. So schnell wirkt keine Pille. Aber manchmal genügt allein das Wissen, dass sie bald ihre angstlösende Wirkung entfalten

ten wird, um die Enge in meinem Brustkorb verschwinden zu lassen.

Als ich die Tür zum Flur öffne, dringen aufgeregte Stimmen an mein Ohr. Ich bleibe am Treppenabgang stehen und lausche. Die helle Stimme meiner Schwester klingt etwas schrill, Leons Tonfall hört sich ebenfalls aufgebracht an. Die beiden streiten. Ob es um mich geht? Auf leisen Sohlen schleiche ich die Stufen hinunter. Ich glaube, meinen Namen zu hören, kann mich natürlich aber auch irren. Soll ich mich wieder ins Gästezimmer zurückziehen? Spontan entscheide ich mich dagegen. So geräuschvoll wie möglich poltere ich die Treppenstufen hinunter. Als ich unten ankomme, sind die Stimmen verstummt. Irgendwo fällt eine Tür ins Schloss. Ich finde Kristin in der Küche. Sie lehnt an der Anrichte und wischt sich mit beiden Händen über die Wangen. In ihren Wimpern schimmert es feucht. Hat sie geweint?

»Stress?«, frage ich.

Sie schnieft ein bisschen, lächelt mich schief an. »Das hat nichts mit dir zu tun, falls du das annimmst«, versichert sie mir mit treuherzigem Augenaufschlag, als hätte sie meine Gedanken erraten.

»Aha«, sage ich und glaube ihr kein Wort. »Worum ging es denn dann?«

Kristin geht nicht auf meine Frage ein. Als hätte sie einen unsichtbaren Schalter umgelegt, erhellt ein Lächeln ihr Gesicht. »Ich habe gerade überlegt, ob ich uns was Leckeres zum Abendessen koche, aber Leon hat vorgeschlagen, dass wir zur Feier des Tages essen gehen sollten. Er traut meinen Kochkünsten immer noch nicht so ganz.« Sie verdreht in gespielter Resignation die Augen. »Dabei habe ich mich schon enorm gesteigert. Aber er würde lieber mit uns in den *Ratskeller* gehen. Was hältst du davon?«